

## Mein Land ist kein Land

Frankokanada im Spiegel seiner Literaturgeschichte

*Mon pays ce n'est pas un pays c'est l'hiver  
Mon jardin ce n'est pas un jardin c'est la plaine  
Mon chemin ce n'est pas un chemin c'est la neige  
Mon pays ce n'est pas un pays c'est l'hiver*

Gilles Vigneault

“Etre francophone en Amérique du Nord ne sera jamais facile”, so lautet die problematische Conclusio des Literaturhistorikers Edwin Hamblet zu einem problematischen Stück Literaturgeschichte, *La littérature canadienne francophone* (Paris 1987). Daß ein New Yorker Professor in einem Pariser Verlagshaus über Québecks Literatur publiziert, illustriert ein bißchen die Internationalität der frankokanadischen *conditio litteraria*. Mit den Worten Guy Sylvestres, Kritiker aus Québec: Eine amerikanische Literatur, auf französisch in einem britanischen Land geschrieben, zeigt die Vielfalt eines Volkes mit amerikanischem Geist und französischem Herzen.

Die Internationalität hat jedoch eine Kehrseite. Sie heißt Heimatlosigkeit. Zunächst in einem sehr konkreten Sinn: die ersten Siedler auf kanadischem Boden, die sich mit den Unwirtlichkeiten der weißen Wüste und den Feindseligkeiten der indianischen Urvölkerung konfrontiert sahen, waren Franzosen, die ihre Heimat verlassen hatten, wie etwa der Seeräuber Jacques Cartier aus dem bretonischen Küstennest Saint-Malo, der 1534 Besitz von der heutigen Gaspésie nahm, obwohl er ja eigentlich nur im Auftrag Ihrer königlichen Majestät Franz' I. einen Seeweg nach Asien suchen sollte. Sein Reisebericht ist, strenggenommen, das erste Zeugnis frankokanadischer Literatur, allerdings einige tausend Seemeilen weit entfernt von jenen “belles-lettres”, die derweil in der Heimat von den hochgelehrten Renaissancepoeten Pierre de Ronsard und Joachim du Bellay gepflegt wurden. Samuel de Champlain - Seefahrer, Geograph, Kartograph, Ethnograph und ein furchtloser Krieger vor dem Herrn - gründete 1604 die Stadt Québec und berichtete in mehreren Nordamerika-Büchern ebenso trocken wie penibel über die Anfänge der Kolonisierung, dies alles im herablassenden Ton christlich-abendländischer Überlegenheit gegenüber den “primitiven Wilden”. Unter Kardinal Richelieu, dem Architekten des französischen Absolutismus, wurde 1627 die (Pelzhandels-) “Compagnie de la Nouvelle-France” gegründet. Rund vierzig Jahre später erhob der Sonnenkönig Ludwig XIV. das überseeische Territorium zur französischen Provinz mit eigenem Gouverneur, Bischof und Beamtenapparat. Zu dieser Zeit zählte das Land am Sankt-Lorenz-

Strom 2.500 Bewohner. Zehn Jahre später war die Bevölkerung schon auf 6.700 angewachsen. Als wiederum ein Jahrzehnt später der große Colbert seine Augen für immer schloß, hatte sie sich nochmals verdoppelt.

Was aus den ersten anderthalb Jahrhunderten frankokanadischer Geschichte an literarischer Produktion zu vermelden ist, wird von der Literaturgeschichtsschreibung auch gerne auf anderthalb Seiten zusammengefaßt. Mehr als ein paar epigonale Spuren der französischen Klassik, die diesseits des Atlantiks immerhin Bildungsnormen von universeller Gültigkeit setzte, lassen sich neben den bereits erwähnten Expeditionsberichten in der Nouvelle-France kaum ausmachen. Corneilles Theater, in Québec schon 1650 aufgeführt, und das missionarisch-pädagogische Traktatwesen durchaus leistungsfähiger Jesuitenkollegien sind zwei kulturgeschichtlich auffällige Faktoren, die jedoch den Spötter Voltaire ein dreiviertel Jahrhundert später keinesweg in seiner Meinung beirren konnten, es sei wohl kaum der Mühe wert, sich mit den Engländern die Köpfe blutig zu hauen wegen eines Landes, das “außer ein paar Schneehügeln” nichts zu bieten habe. Freilich war Voltaire kein Aristokrat und deshalb wohl auch kaum an der garantierten Lieferung schicker Modepelze interessiert.

Der Krieg, auf den Voltaire in seinem *Candide* (1759) anspielt, ist der berühmte Siebenjährige, der zu einer schicksalhaften Wende in der frankokanadischen Geschichte führen sollte. Er endet mit der Kapitulation Quebecs (Schlacht auf den Abrahamsfeldern, 1759) und Montréal (1760). Der Pariser Friedensschluß von 1763, bei dem Frankreich ohne nennenswerten Widerstand all seine nordamerikanischen Besitzungen an England abtrat, entläßt die Frankokanadier in eine neue Heimatlosigkeit, deren psychologische Nachbeben bis in die Gegenwart zu spüren sind. Das (Raben-)Mutterland indessen hält es, insbesondere auf literarisch-kulturellem Sektor, bis zum heutigen Tag mit Voltaire und glaubt durchaus, “daß Frankreich auch ohne Québec glücklich sein kann”.

Und umgekehrt? Fast scheint es, als klammere sich die französischsprachige kanadische Literatur seit

1763 nur noch an diese Frage, heute vielleicht mehr denn je. Die Antworten sind zwiespältig. Das 19. Jahrhundert freilich setzt ihr ein entschlossenes "Ja" entgegen, dem man gerne ein "jetzt erst recht" hinzufügen möchte. Dies um so mehr, als sich dank der unbestrittenen Führungsrolle der katholischen Kirche "zwischen Québec und dem Mutterland durch die französische Revolution ein Graben auftat: revolutionäre Ideale standen einer auf dem *ancien régime* aufbauenden Wertwelt und Gesellschaftsstruktur entgegen. Québec zog sich ganz auf sich selbst zurück" (W. Pache, *Einführung in die Kanadistik*, Darmstadt 1981, S. 53). Philippe Aubert de Gaspé schildert mit seinem Roman *Les Anciens Canadiens* (1863) - der Titel ist Programm - das Schicksal zweier Freunde, frankokanadischer Adelsproß der eine, schottischer Waise der andere, die im Siebenjährigen Krieg zwangsläufig an verschiedenen Fronten kämpfen. Es gelingt ihnen, ihre Freundschaft zu bewahren, und trotzdem wird Blanche, die Schwester des Frankokanadiers, dem britannischen Freund aus patriotischem Stolz und Ehrgefühl ihre Hand verweigern. Zu diesen Tugenden, die an Corneilles Römerdramen erinnern, gesellen sich ein ausgeprägter Familiensinn, Frömmigkeit und das feste Beharren auf der bäuerlich-klerikalen Wertwelt als dominierende und stabilisierende Faktoren der frankokanadischen Literatur im 19. Jahrhundert und noch weit darüber hinaus. In einem grandiosen Sublimierungsprozeß verdrängt man das auf der unfreiwilligen Trennung vom Mutterland basierende Verlustgefühl und schreibt Romane, die *Légendes canadiennes* heißen (Henri-Raymond Casgrain, 1864) oder *L'appel de la race* (Lionel Groulx, 1922) und von der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit der "Race canadienne" künden. Höhepunkt dieser Entwicklung ist der 1914 erschienene Roman *Maria Chapdelaine* des gebürtigen Bretonen Louis Hémon. Die Heldin, ein einfaches Bauernmädchen, hat die Wahl zwischen drei Bewerbern: François Paradis (=Paradies), ein verwegener Holzfäller, ist der eigentliche Favorit, kommt aber bei einem Schneesturm ums Leben; Lorenzo Surprenant (surprendre = überraschen) ist Franko-Amerikaner und winkt mit den Verlockungen des aufstrebenden Nachbarstaates; Eutrope Gagnon schließlich (gagner = gewinnen) ist schlichter Landmann, der Maria nichts anderes bieten kann als den gleichen entbehrungsreichen Alltag, der ihr von zuhause bestens vertraut ist. Ihn wird sie erhören und damit zugleich die Stimmen ihres Landes und ihrer Väter.

Auch Lyrik und Drama des 19. Jahrhunderts stehen im Zeichen von Patriotismus und ethnischem Identitätsgefühl. Georges-Etienne Cartier (*O Canada! Mon pays! Mes amours!*, 1835) und Adolphe-Basile Routhier (*O Canada!*, 1880, heute Nationalhymne der Kanadier) verweisen explizit darauf, daß dem Frankokana-

dier als der Personifikation von Treue und Loyalität jede Art von Verrat fremd ist, was im historischen Kontext durchaus als süffisante Spitze gegen die "Verräter" von d'outre-mer verstanden werden darf. Ein "poète maudit" wie Emile Nelligan (1879-1941), der Verse im Stile Baudelaires, Rimbauds und Verlaines schreibt, bleibt die Ausnahme und wird deshalb gerne als der erste frankophone Dichter Kanadas gefeiert, der Spuren von Genie zeigt. Der Dramatiker Antoine Gérin-Lajoie präsentiert mit *Le jeune Latour* (1843) einen patriotisch-rührseligen Dreiakter in der Sprache Corneilles und Racines, dessen zentraler Vater-Sohn-Konflikt stellvertretend für den Konflikt zwischen angloamerikanischer und französischer Kultur steht.

Weit entfernt davon, sich mit den Auswirkungen von Aufklärung und Revolution zu befassen, wie sie das französische und europäische 19. Jahrhundert beherrschen, huldigt die frankokanadische Literatur einer romantisch-sittlich verbrämten Nabelschau und verpaßt dabei auf breiter Front den Anschluß ans Weltgeschehen. Um so schmerzlicher sollte das Erwachen am Abend des Zweiten Weltkrieges sein. Jetzt und erst jetzt artikulieren Québécois Literaten peu à peu das Bedürfnis, dem so lange verdrängten Minderwertigkeitskomplex den Schleier der Selbstverherrlichung und Selbstgenügsamkeit vom Gesicht zu reißen. Namen wie Gabrielle Roy (*Bonheur d'occasion*, 1945), Roger Lemelin (*Au pied de la pente douce*, 1944), Marie-Claire Blais (*Une saison dans la vie d'Emmanuel*, 1966) und Anne Hébert (*Kamouraska*, 1970) stehen mit ihren Romanen, von denen viele mit renommierten französischen Literaturpreisen ausgezeichnet wurden, für eine schonungslose Abrechnung mit der alten Quebecker Selbstherrlichkeit und scheuen dabei weder Parodie noch Satire.

Besonders eklatant und mitunter geradezu brutal reagiert das moderne frankokanadische Theater auf das neue Wirklichkeitsverständnis. Dazu muß man wissen, daß die heimische Bühnenkunst dank des unübersehbaren moralischen Zeigefingers der Kirche bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts ein mehr als armseliges Mauerblümchendasein fristete, von einigen Gastspielen der weltberühmten Sarah Bernard um 1900 abgesehen. Der Geistliche Emile Légault, der 1938 die Amateurtruppe der "Compagnons de Saint-Laurent" ins Leben rief, gilt als der eigentliche Pionier des frankokanadischen Theaters. In unseren Tagen kommt diese Rolle dem 1942 geborenen Michel Tremblay zu, dessen Psycho-Thriller, geschrieben im "Joual", einem von Amerikanismen übersäten, verballhornten Französisch, wie man es im Proletariemilieu der Millionenstadt Montréal spricht, mit sadistischer Lust an der Introspektion keinen Stein auf dem anderen lassen. Insbesondere mit

*Les Belles-Soeurs* (1968; deutsche Uraufführung unter dem Titel "Schwesterherzchen" im Februar 1987 durch das Romanistentheater der Universität Augsburg) zerschlägt er schonungslos die heile franko-kanadische Welt und zeigt am Beispiel von fünfzehn Frauenschicksalen Lust und Leiden einer minoritären Gesellschaft, die sprachlich, sozial, psychologisch, ökonomisch, kulturell und politisch der erdrückenden Übermacht von 240 Millionen Anglophonen auf dem nordamerikanischen Kontinent ausgeliefert ist. Daß sich, wenn die Randbemerkung gestattet ist, die Augsburger "Schwesterherzchen" kaum vor Aufführungen retten konnten, ist bei allem verzeihbaren Stolz des Chronisten auf Probenfleiß und Engagement seiner Aktrizen und Akteure ein beredtes Zeichen dafür, daß Québécois moderne Literatur drauf und dran ist, aufzuholen und international Anschluß zu finden. Montréal's Theaterszene steht an Lebendigkeit der Pariser nicht nach, und auch die Namen Roy, Blais und Hébert stehen für eine ganze, inzwischen schon zweite und dritte Generation höchst lesenswerter Romanschriftsteller und - vor allem - auch -innen.

Daß diese (Er)kenntnis hierzulande bislang nicht auf fruchtbaren Boden gefallen ist - so gibt es zum Beispiel kaum deutsche Übersetzungen frankokanadischer Literatur -, beruht nicht zuletzt nach wie vor auf der Tatsache, daß "Frankreich auch ohne Québec glücklich sein kann". Paris ziert sich, die Agentenrolle für die armen Provinzverwandten aus Übersee zu spielen und behandelt zum Beispiel das frankokanadische Theater etwa so wie, sagen wir einmal, ein deutsches Staatstheater schwyzerdütsche Mundartproduktionen -, also gar nicht. So besehen ist das Augsburger Institut für Kanada-Studien ein nicht minderer Glücksfall als die bestens bestückte Frankokanada-Abteilung unserer Universitätsbibliothek. Eigene Forschungen sind längst auf den Weg gebracht, vor allem auch solche romanistischer Provenienz. Vor einem Jahr erschien der über 400 Seiten starke, von dem Augsburger Kanadistik-Pionier Lothar Wolf besorgte Band *Französische Sprache in Kanada*, u. a. in Zusammenarbeit mit Fritz Abel. Die *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* (Herausgeber Henning Krauß) plant einen Themenband zu Frankokanada. Seminare werden angeboten, die bislang noch nicht wegen Überfüllung geschlossen werden mußten; Magister- und Doktorarbeiten erscheinen am Horizont. Vor allem wer psychologische und/oder soziologische Kenntnisse besitzt, findet in der frankokanadischen Literatur und ihrer Wissenschaft ein reiches Betätigungsfeld, insbesondere vielleicht auf dem Sektor der sog. "Frauenliteratur".

Man muß also nicht unbedingt auf den abgegriffenen Werbeslogan eines Mineralölkonzerns zurückgreifen, um festzustellen, daß es viel zu tun gibt, gewiß ein

bißchen abseits der ausgewaschenen Examenstrampelpfade von Racine über Balzac zu Camus, aber dafür mit der reizvollen Möglichkeit, wie weiland Jacques Cartier ein neues Land zu entdecken, wobei die "eingeborenen" Kanadisten jedem Forschungswilligen keineswegs feindselig, sondern wohlwollend und hilfreich begegnen werden.

In vier Jahren feiert die Welt den 500. Jahrestag der Entdeckung des amerikanischen Kontinents. Die Frankokanadier sollten dies nicht verschlafen. Die Frankokanadisten erst recht nicht.

Hanspeter Plocher